

# I Das blaue Notizheft

## 1.

Meine Hand gleitet schwer über das Papier. Ich zögere, ich weiß nicht, wie ich all das erzählen soll, ohne dabei jedes Detail, jeden Augenblick, ohne auch nur das kleinste Ereignis aus den Augen zu verlieren. Alle auffindbaren Beweise müssen sich von selbst zusammenfügen. Es muss klar werden, auf welche Art sich auch die belanglosesten und unscheinbarsten Dinge auf die Waagschale unseres Schicksals auswirken. Bis jetzt war ich ein geschickter Protokollant fremder Biografien. Ein kluger Sammler. Nichts weiter als »ein findiger Erzähler«. So jedenfalls hat man mich immer wieder genannt. Was soll ich von heute aus betrachtet davon halten? Heute stehe ich ohnmächtig vor dem dunklen Archiv meines eigenen Lebens, in das sich die Biografien anderer eingesponnen haben, um zu eben jenen Dramen zu werden, aus denen ich hervorgegangen bin. Und auch ich habe die Leben anderer in Dramen verwandelt. Das eine oder andere Mal trafen Ursache und Wirkung in einer Person zusammen. Die Wahrheit ist eine lauernde Schlange. Sie hat sich keineswegs nur in mein Leben eingeschlichen. Und solange es jene Menschen noch gibt, die ihr auf ihrem Weg begegnen könnten, wird sie unaufhörlich weiterlauern. Vielleicht wäre es besser, endlich Schluss zu machen, das todbringende Wissen mit ins Grab zu nehmen und einfach zu gehen, ohne ein Wort zu verschwinden, so, wie ich es im Übrigen unlängst getan habe.

Ich habe versucht, allem Weiteren zu entsagen. Habe sogar versucht, den Abzug zu drücken. Es geht noch nicht. Noch ist der Zeitpunkt dafür nicht gekommen. Ich sitze am Tisch, und es gelingt mir nicht mehr, der Erzählung Einhalt zu gebieten. Sie hat nur darauf gewartet, sich aus mir zu ergießen wie Lava aus einem alten Vulkan, das Letzte also, was er noch ausspeien kann. Es wird dann einfacher sein, den Krater abzudichten. Und ihn endgültig ausflackern zu lassen.

Ohnmacht. Schreibohnmacht. Das ist es, was ich fühle, vor all diesen Tatsachen, deren Abfolge ich nicht mehr beeinflussen kann, auch nicht mit den Mitteln der Erzählung. Der Stoff ist bitter und wehrt sich, in einen Roman zu münden, bäumt sich auf gegen mich und das Handwerk, das ich mir vor langer Zeit angeeignet habe. Ich beherrsche es gut genug, um darin auch andere unterweisen zu können, meine dankbaren Gesellen, die nicht einmal ahnen und es möglicherweise auch nie erfahren werden, dass das ganze Wissen, das sie aus meinen Büchern geschöpft haben, nicht einen Pfifferling wert ist. Ja, so ist es. Dennoch, es fällt mir schwer, ganz mit meinen alten Gewohnheiten zu brechen. Mag sein, dass ich deshalb der Geschichte meines eigenen Lebens und meines Niedergangs nicht begegnen kann, ohne einen Umweg zu machen, ohne den Versuch zu unternehmen, in diesem Chaos eine Ordnung und einen Sinn zu finden. Ich strukturiere das Material, als schreibe ich wie immer nur ein Buch, als schreibe ich es für meine zukünftigen Leser.

Was ich hier zu Papier bringe, ist wahrscheinlich nur so etwas wie ein Versuch, lückenlos alles festzuhalten, was die Grundfeste meines Lebens erschüttert hat. All die im Dunkel harrenden Entdeckungen ans Licht zu ziehen, die mich in die todgeweihte Welt meiner Mutter Paula geführt haben. Ich habe sie nie gekannt, Paula Müller war ihr Name, verheiratete Richter. Kurz nach meiner Geburt ist sie gestorben. Dann der Selbstmord meines Vaters Heinrich Richter. Das

Schreckliche daran war, dass ich diese schicksalhaften Neuigkeiten geradezu *zufällig* erfuhr – wie ich dieses Wort hasse! –, in Wien nämlich, im April 1992, wo sie sich wie die kalte, hoch aufragende Spitze eines Eisbergs ankündigten, dessen verborgener größerer Rest mich dann in Sarajevo erwarten sollte und in den ich mich mit einer Hast verbiss, als wollte ich fünfzig Jahre Lüge ausmerzen. Heute weiß ich, dass das jeden darauf gebracht hätte, sich mit einem Revolver auf der Stelle den Rest zu geben. Und auch ich bin auf diesen Gedanken gekommen, gleich in der zweiten Aprilwoche, als ich von Sarajevo nach Wien zurückkehrte. Immer in Reichweite meiner Hand, mit der ich diesen Text schreibe, liegt der Revolver auf meinem Tisch, still wie ein Scharfrichter, der sich weder Gedanken über den Verurteilten noch über die Gerechtigkeit des Urteils macht und zuverlässig, ohne überflüssige Fragen, seiner Arbeit nachgeht. Mein schriftliches Vermächtnis ist vielleicht ein Versuch, die Lösung zu rechtfertigen, die mir der Revolver in Aussicht stellt. Vielleicht erhoffe ich mir, wenn auch nur jenseits des Grabes, durch dieses Manuskript Vergebung zu erwirken.

Ja, ich weiß, im Grunde müsste ich das alles mit mir in die Dunkelheit des Grabes nehmen, aber dass es für mich einen derart geräumigen Totenschrein geben könnte, wage ich zu bezweifeln. Das könnte, recht besehen, der eigentliche Grund dieser Niederschrift sein. Ein Erlassen des Obolus. Aber der Totenfährmann Charon gewährt ihn auf seinem Boot nicht. Und bald werde ich über den Styx fahren.

Doch wie hat alles begonnen? Wie haben die Dinge nur gleichsam von selbst ihren Lauf genommen? Wer hat die verfluchten Fäden gezogen? Ich schaue aus dem Fenster des Hotels, in das ich mich nach meiner Rückkehr aus Sarajevo in absoluter Anonymität einquartiert habe. Unter mir summt der Naschmarkt. Irgendwelche jungen und auf den ersten Anschein glücklichen Stimmen gelangen hinauf in

dieses Zimmer, in dem eine aufwühlende Geschichte inmitten eines gleichsam meeresstillen und sommerlichen Wiener Vorabends niedergeschrieben wird. Diesen Frieden nehme ich mit schmerzlicher Verstimmtheit wahr, weil ich mit jedem Gedanken zu jener Stadt zurückkehre, die in diesem Moment im Begriff ist zu verschwinden. Heute weiß ich, dass ich ihr angehöre, ihr seit jeher angehört habe, all den Jahren zum Trotz, in denen ihr Vorhandensein für mich nichts weiter als eine einfache geografische Information mit einer gemeinhin bekannten historischen Gewichtung war. Durch nichts von so vielen anderen Städten unterschieden. Auf meinem Tisch sind Fotografien verteilt. Die schönsten habe ich an die Wand über dem Tisch geklebt. Ich brauche nur den Blick zu heben, und schon sehe ich die Stadt, ein Gebäude in der Nähe der Tito-Straße, das Ufer des halb vertrockneten Flusses, dessen eigentümlichen Namen ich ins Herz geschlossen habe, zerschlagene Dachziegel und verstreutes Glas auf dem Kopfsteinpflaster der Altstadt von Sarajevo, Ivors Lachen, der Balkon, von dem Almas Augen mich anklagend ansehen ... Hat sie es je geahnt?

Alma ... Selten spreche ich noch ihren Namen aus, und auch dann nur ganz leise, aus Angst, ihr noch mehr zu schaden, und damit mich dieser verträumte Makler namens Gott nicht endgültig zerstört.

Wie hätte ich wissen können, was mich erwartete, als ich, nach all den Pariser Jahren, Anfang April meine Koffer packte und beschloss, nach Wien zurückzukehren. Richard, du bist jetzt fünfzig geworden, dachte ich damals, und Wien ist eine Stadt nach dem Geschmack dieser Jahre. Eine Stadt, die dir genügend Frieden schenken wird, auch Trost und Muße, so hast du es dir doch für die vor dir liegende »reife Phase« erhofft, in die du, so wie es aussieht, mit nicht allzu viel Gepäck hinein schreitest. Still, besonnen und geerdet, das kannst du in Wien sein, das bietet dir diese Stadt, und das ist

es doch, was du brauchst, alter Junge, also kauf die erstbeste Fahrkarte und setz dich in den Zug nach Hause, zu deiner Tante Ingrid. Sie ist die einzige Mutter, die du je hattest, und schon vor langer Zeit hat sie aufgehört, an deine Rückkehr zu glauben! Wien. Die Stadt, die dein Sarg werden wird. Es ist keine Stadt des guten Geschmacks. Auch nicht des Friedens oder gar der beseelten Zufriedenheit, wie man uns vorgaukeln möchte. Wien lügt mit seinen Fassaden und mit seinen Menschen, es ist voller quirliger Dämonen der Vergangenheit, die aus dem Donaukanal auf die Uferkais steigen, aus den Tunneln der städtischen Kanalisation und hinter alten Möbeln hervorkriechen, die jemand am Straßenrand zurückgelassen hat. Sie rieseln aus den maroden Mauern, aus den Kleidern toter Herrschaften, verlassen alte Kaffeehäuser als Zeugen eines Unglücks, das an knarrenden Tischen besprochen und in die Welt gesetzt worden ist. Tafeln halten sie in die Höhe, die von abgerissenen Häusern zeugen und von ausgelöschten Leben erzählen. Sie tauschen die Wegweiser auf den Kreuzungen aus oder schlafen einfach, von der Dunkelheit besänftigt, zwischen den baufälligen Wänden, bis sie zufällig eine ungeschickte Hand aus dem Schlaf reißt, an der sie sich dafür blutig rächen werden.

Das ist *mein* Wien. Ein Grabmal für Richard Richter. Er hat sich freiwillig zu ihm auf die Reise gemacht. Die Schlinge hat sich zugezogen. Es war ein Fehler. Oder auch nur einfach der Hieb eines Hammers auf die falsche Stelle.

Nein, mit viel Lebensgepäck bin ich in Wien nicht gerade eingetroffen. Vom Gare de l'Est hat mich niemand verabschiedet. Fast niemand. Ein Taxifahrer war da. Versteht sich. Es gab keine Tränen und kein Winken. Ich habe auch nicht den Kopf an das Fenster gelehnt, bis die Konturen der Stadt, die ich so sehr geliebt habe, verschwunden waren. Aber nein. Nichts dergleichen. Ich kann nur sagen, dass ich nach dem Betreten des Zuges, der mich unwiderruflich nach Wien bringen würde, nicht sonderlich viel über mein

altes Leben nachgedacht habe. Ich ließ es einfach hinter mir zurück. Meine Rückkehr und der Gedanke an einen neuen Lebensabschnitt nahmen mich ganz in Beschlag. Ich kam wieder an den Ort zurück, der mir einst durch und durch vertraut gewesen war. Und jetzt kannte ich hier keinen Menschen mehr, auch wenn ich hier, wie man mir sagte, aufgrund meiner Romane und ein paar anderer Bücher durchaus bekannt war. Hin und wieder hing ein Plakat mit meinem Bild in den Schaufenstern der städtischen Buchhandlungen. Also gut, dachte ich, es fängt ein neues Kapitel an. Auf alten Grundmauern. Betreten wir also dieses Leben heiter und frei wie das Haus eines alten Bekannten. Es würde ein besserer Anfang sein, am Ende einer langen Wegstrecke, von der ich mich verabschiedete, die Hände eines Mannes schüttelnd, den ich zum ersten Mal sah und bei dem ich meine letzte Pariser Rechnung beglich.

Verbittert lächle ich jetzt, während ich daran denke, dass ich mich von einem fremden Taxifahrer an einem nahezu menschenleeren Bahnsteig verabschiedet und in jenen unheilvollen Zug gesetzt hatte, nicht wissend, dass der *Countdown* schon begonnen hatte und dass ich selbst dabei die wichtigste Rolle spielte. Alles, was vorausgegangen war, kommt mir nun wie eine Aufforderung zum Innehalten vor. Ich habe sie, ohne es zu wissen, in den Wind geschlagen, mit erhobenem Kopf, auf dem direkten Weg in das eigene Verderben rennend. Vielleicht übertreibe ich, und all diese Zeichen erscheinen mir jetzt nur in der Rückschau als glasklare Botschaften. Vielleicht treiben jetzt alle Details an die Oberfläche meines in Aufruhr versetzten Gehirns und bekommen eine *höhere* Bedeutung. Sogar das Fortgehen meiner Frau Marianne Berger einige Wochen zuvor erscheint jetzt Unheil verheißend wie ein gut durchdachter Schachzug in einem dunklen Spiel, das mich zum Opfer erkoren hatte. Leider nicht zum einzigen. Aber sicher übertreibe ich wieder auf meine Art. Kitty, wie ich sie immer nannte, hatte recht,

unsere schon längst kaputte Ehe, die erloschene Liebe, die gescheiterte Beziehung hinter sich zu lassen. Heute nehme ich ihr nichts mehr übel, aber wieder habe ich nicht die Kraft, den Telefonhörer abzuheben. Obwohl ich mir sicher bin, dass sie die Nachrichten sieht und mich längst als einen der Toten auf den Trottoirs von Sarajevo vermutet. In ihren Gedanken bin ich sicher nichts weiter als ein Opfer der hinterhältigen Scharfschützen, bin längst zugrunde gegangen in jener Stadt, dessen Namen sie falsch ausspricht. Nach dem Sturm, der nach ihrem Weggang auf mich zukam und mich schließlich, an einem Wiener Maitag, mit aller Macht erfasste, bin ich nicht mehr in der Lage, mich bei ihr zu melden.

Ich spreche sie dennoch von aller Schuld frei. Jetzt weiß ich, dass mein Unglück längst beschlossen und längst verbrieft war. Kitty hat mit ihrem Abschied nur die Ereignisse ins Rollen gebracht, damals am 6. 4. 1992, dem Tag meiner Abreise aus Paris. Dem Tag, an dem weit im Südosten Europas das Unglück jener anderen Stadt begann. Sarajevo, in dem ich nie war und in dem ich neu geboren werden sollte, um der verdunkelten Wahrheit meines Lebens zu begegnen. Geduldig hatte sie dort bis zu diesem Jahr auf mich gewartet. Sarajevo, das mir zum letzten Mal die Küsse einer Frau anbieten, die Hoffnungslosigkeit und das tödliche Wirken der Liebe zeigen sollte. Und das mir am Schluss nur eine Richtung weisen, nur einen Ausweg lassen würde. Mich wärmt der Gedanke, dass diese Stadt im Unterschied zu mir dennoch überleben wird. Selbst wenn die Barbaren sie Hunderte von Jahren belagern und nicht ein Stein auf dem anderen bleibt. Meine einzige Hoffnung ist, dass sie bestehen wird mit jenen, die mir heute am nächsten sind, die ich ohne Vorwarnung verlassen habe, ohne Abschiedsgruß, wie ein Feigling oder besser gesagt wie ein Verräter. Eine Wahl hatte ich nicht, das möchte ich wenigstens zu meiner Verteidigung sagen.

Nein, wirklich, ich hatte keine Wahl.